



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Die Aussendung des Marineinfanteriebataillons nach Swakopmund ist in der Tat eine Musterleistung sowohl der Marine als des Norddeutschen Lloyd's, der binnen drei Tagen das unsrer Marineinfanterie seit der Chinaexpedition so vertraute Transportschiff „Darmstadt“ völlig ausgerüstet zur Stelle schaffte. Binnen vierundzwanzig Stunden war dann alles an Bord und das Schiff in See. Möge der wackern Truppe ihre Aufgabe gelingen. Wo immer unsre Marineinfanterie zur kriegerischen Verwendung gelangt ist, ist es mit Ehren geschehn; das ruhmvolle Verhalten der Pekingener Gesandtschaftswache wird immer ein leuchtendes Blatt in unsrer Kriegsgeschichte sein. Bekanntlich hat auch die französische Marineinfanterie seit Napoleons Zeiten rühmliche Traditionen aufzuweisen. In dem schweren Kampfe des York'schen Korps um Probstheida in der Schlacht bei Leipzig war es die französische Marineinfanterie, deren Widerstand am schwersten gebrochen werden konnte, ebenso leistete sie die zäheste Verteidigung von Bazailles in der Schlacht bei Sedan.

Aber nicht vergangne und künftige Ruhmestaten dieser Mustertruppe sind es, die für uns heute in Betracht kommen, sondern der Umstand, daß die Marineinfanterie durch überseeische Entsendungen, die sie tatsächlich in eine Kolonialtruppe verwandeln, ihrem eigentlichen Zweck entzogen wird. Die Marineinfanterie hat in der heimatischen Mobilmachung und Küstenverteidigung ganz bestimmte Aufgaben zu erfüllen. Sie kann durch ihre starken Reserven auf eine Brigade, ja auf mehr gebracht werden, die die Kriegsbesetzungen von Kiel, Wilhelmshaven usw. zu stellen hat. Starke und dauernde Entsendungen an Marineinfanterie beeinträchtigen und gefährden also die Mobilmachung der Marine, zumal wenn diese Entsendungen den Aufgaben und Zwecken der Marine so völlig fern liegen, wie gegenwärtig die Herstellung der Ruhe und Ordnung im innern Südwestafrika. Nimmt, wie vorauszu sehen ist, diese Kommandierung längere Zeit in Anspruch, so müssen die beiden Seebataillone durch Einstellung von Rekruten, Einziehung von Reserven oder durch Ergänzung durch die Landarmee auf ihren normalen Stand gebracht werden. Man kann nie wissen, was im Schoße der Zeiten schlummert, und bei Kriegsausbruch hat gerade die Marine, und was mit ihr zusammenhängt, am allerwenigsten Zeit, sich lange zu besinnen, denn die gesamte Marine steht in einer Vorpostenstellung und muß damit rechnen, sich binnen vierundzwanzig Stunden, wenn nicht früher, dem Feinde gegenüber zu sehen.

Die Entsendung von Marineinfanterie in Fällen wie dem jetzigen ist zwar ein recht bequemes aber für die Dauer absolut unzulässiges Auskunftsmittel. Die Marineinfanterie, wenigstens das, was wir jetzt haben, ist nicht für den Kolonialdienst da, und wenn es einerseits selbstverständlich ist, daß das Reich bei dem Bedürfnis einer plötzlichen Hilfeleistung zu den Mitteln greift, die es am schnellsten und nächsten zur Hand hat, so ist doch andererseits recht sehr mit der Möglichkeit zu rechnen, daß dieses „nächste“ und bereiteste Hilfsmittel doch eines Tages nicht zur Hand sein könnte. Gesezt den Fall, die Hereros wären so schlau gewesen, den Aufstand zu der Zeit zu unternehmen, wo die Marineinfanterie in China war; was wäre dann geschehen? Dann hätte natürlich die Armee auszuhelfen, das heißt umständlich aus Freiwilligen „Schutztruppen“formationen errichten müssen. Wie lange das dauerte, sehen wir jetzt, wo die Verstärkungstransporte nach Südwestafrika erst am 29. Januar und am 5. Februar abgehn können! Acht bis vierzehn Tage später als die Marineinfanterie. Das könnte unter Umständen überhaupt zu spät sein.

Hierzu kommt, daß die Armeeverwaltung bei dem heutigen komplizierten Mobilmachungsorganismus die „Blünderung“ der Truppenteile für koloniale Zwecke höchst ungern sieht. Alle diese Gründe sprechen laut dafür, dem militärischen

Schutz der Kolonien endlich eine geeignetere Organisation zu geben, indem man die „Schutztruppen“ — eine an sich recht unschöne Bezeichnung — unter die Marine stellt. Ob und in welchem Zusammenhange mit der Marineinfanterie mag militärischer Erwägung vorbehalten bleiben. Sachlich richtiger wäre ja die Stellung unter das Kriegsministerium. Aber da stolpert man über das staatsrechtliche Bedenken, daß die „Kaiserlichen“ Schutztruppen nicht unter das „Königlich“ preußische Kriegsministerium gestellt sein dürfen. Das ist nicht einmal richtig, denn die „Kaiserliche“ Gendarmerie in Elsaß-Lothringen steht doch auch unter dem „Königlich“ preußischen Kriegsminister, und ihr Offizierkorps unter dem Königlich preußischen Militärkabinett. Nach dieser Analogie können doch auch die „Schutztruppen“ der Armeeverwaltung untergeordnet werden, die für ihre Rekrutierung und Bewaffung sorgen, ihnen Offiziere, Ärzte usw. liefern muß und jedenfalls damit viel mehr zu tun hat als die davon völlig unberührte Marine. Die geeignete Instanz wäre das Generalkommando des neunten Armeekorps (Altona). Sollte diese Frage nicht endlich einmal im Reichstage angeschnitten werden? So wie gegenwärtig, wo Armee und Marine, Generalstab und Admiralstab nötig sind, tausend Mann nach Afrika zu werfen, und doch keine einheitlich leitende Behörde vorhanden ist, kann die Sache nicht bleiben. Das könnte unter Umständen zu argen Verzögerungen führen. Mit der sachgemäßen Organisation müßte dann auch die Aufstellung eines Stammkorps von tausend Mann Infanterie und Artillerie und sechshundert Reitern verbunden werden.

Nach längerer Pause ist auch einmal wieder unser Verhältnis zu Frankreich, richtiger das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland, in etwas anderer Beleuchtung erschienen, als es in den letzten Jahren anlässlich der verschiedenen Austausch von Höflichkeitserweisen der Fall war. Auch wenn man ohne weiteres zugeben will, daß die Attacke der französischen Nationalisten, der die Ausweisung des Pfarrers Delsor zum Vorwande gedient hat, mehr dem Ministerium Combes als Deutschland gegolten hat, so steht man doch der sehr reichen Zahl von 295 gegen 243 Stimmen gegenüber. Sie sagt, daß in der französischen Deputiertenkammer am 22. Januar nur eine Mehrheit von 52 Stimmen vorhanden war, die Bedenken trug, mit dem elsässischen Feuer zu spielen. Nun braucht man freilich noch nicht zu glauben, daß wenn die nationalistischen Schreier in Frankreich an das Ruder kämen, die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sofort einen ernsteren Charakter annehmen würden. Aber es läßt sich doch nicht verkennen, daß sich diese Partei diesesmal durch ein ungewöhnliches Maß von Unverschämtheit, Unverschämtheit nicht gegen die eigne Regierung, sondern gegen Deutschland, festgelegt und damit einen Standpunkt eingenommen hat, von dem sie nicht so leicht wieder herunter kann.

Die radikalen Republikaner haben einen Pfarrer ausgewiesen, wie ehemals Herr Méline unter dem Beifall desselben Herrn Ribot, der sich jetzt ganz besonders als Mundstück „der Seele Frankreichs“ gab, den Sozialdemokraten Bueb ausgewiesen hat, beide Elsässer und beide deutsche Reichstagsabgeordnete. Würden die Behörden in Elsaß-Lothringen Mitglieder der Pariser Deputiertenkammer ausweisen, die sich im Lande lästig machten, so würde drüben ein gewaltiger Lärm darüber entstehen, während wir hüten stets ziemlich ruhig dabei bleiben und es auch bleiben können, wenn die Franzosen Elsässer, und obenein gewählte elsässische Abgeordnete, aus dem Lande jagen. Herr Combes hat mit großer Geschicklichkeit auf das Beispiel seines Angreifers verwiesen, der selbst als Minister zwei Elsässer ausgewiesen und sich dabei der Formel „deutscher Untertan“ bedient hat, und dabei zugleich den Angriff des internationalen Anstrichs zu entkleiden gesucht, der der französischen Regierung leicht Schwierigkeiten schaffen konnte. Er nannte diesen Angriff mit dem rechten Namen einen Stoß, der das Kabinett Combes zum Sturze bringen sollte. Aber die französischen Nationalisten müssen entweder eine sehr hohe Meinung von der Friedfertigkeit Deutschlands haben, oder gewillt sein, der Gefahr

eines Bruchs nicht auszuweichen, ja ihn unter Umständen sogar herbeizuführen, wenn sie mit solcher Unverfrorenheit ihre Parteifehden auf dem Rücken Deutschlands auspauken. Eine solche Verleugnung und Verhöhnung des bestehenden Rechtszustands und der völkerrechtlichen Abmachungen zwischen beiden Nationen, wie sich die Nationalisten am 22. dieses Monats erlaubt haben, kann in Deutschland doch nicht unbeachtet bleiben, und es dürfte nützlich sein, wenn im Reichstage Gelegenheit genommen würde, anstatt mancher überflüssigen Strohdrescherei die Herren Nachbarn auf ihre Neigung, Feuer anzulegen, etwas energisch hinzuweisen. Wir wollen ganz davon absehen, daß die Pariser Presse das rednerische Paradedstück fast seit vierzehn Tagen entsprechend eingeläutet hat, und daß einzelne Blätter dabei eine Sprache führten, die an die Tage von Ems erinnerte. Sogar der ministerielle „Temps“ erlaubte sich die Äußerung, daß man in Frankreich die Grenze von Elsaß-Lothringen nicht wie jede andre Grenze ansehen könne. Wenn das für Frankreich gilt, gilt es natürlich auch für Deutschland. Derlei ministerielle Unklugheiten haben schon einmal das bekannte Bismarcksche à Corsaire — Corsaire et demi wachgerufen und die Aufrihtung der Paßschranke zur Folge gehabt, die den Franzosen etwas nachdrücklicher zu Gemüte führen sollte, was „Grenze“ bedeutet.

Die Berliner „National-Zeitung“ kommentierte damals den Erlaß der Paßverordnung dahin, daß ohne dieses Auskunftsmittel „der Verkehr zwischen beiden Ländern wahrscheinlich durch die Vorposten gehn würde.“ Ist den Franzosen der Ramm so sehr geschwollen, daß eine starke Minorität der Kammer kein Bedenken trägt, die Politik der Herausforderungen wieder aufzunehmen? Es ist immer dieselbe Spezies gewesen, die den Frieden gefährdet hat, 1870 wie 1888. Die französische Deputiertenkammer trug an dem Kriege von 1870 die Hauptschuld, demgegenüber ist es nicht ohne Bedeutung, wenn die Majorität gegen die Nationalisten am Freitag nur 52 Stimmen betrug. Was würde man in Paris sagen, wenn eine ähnliche Minorität in der italienischen Kammer analoge Neben über Nizza und Savoyen hielte? Und obendrein hat Frankreich Elsaß und Lothringen in einem ungerechten Kriege verloren, während es sich seine Bundesgenossenschaft von 1859 von der „romanischen Schwester“ mit jenen Gebieten bezahlen ließ. Herr Cassagnac ist außer sich, daß die Kammer mit ihrer Abstimmung am Freitag „den Frankfurter Frieden ratifiziert hat“ — er vergißt ganz, daß schon die Nationalversammlung von Bordeaux das am 3. Februar 1871 getan hat, und zwar in einer für die Elsässer tief verletzenden Form. Die Aufzeichnungen des elsässischen Abgeordneten Schneegans haben es festgelegt für alle Zukunft, wie die Nationalversammlung, „die freiest gewählte, die Frankreich jemals gehabt hat,“ die abzutretenden Landesteile im wahrsten Sinne des Wortes als *quantité négligeable* behandelt hat. Als im Jahre 1896 Herr Méline als Ministerpräsident die deutschen Sozialdemokraten Bueb und Bebel ausgewiesen hatte, hat die Kammer damals diese Maßregel mit 361 gegen 73 Stimmen gebilligt, obwohl Herr Bueb Elsässer ist, und Herr Bebel seinen Mangel an deutschem Nationalgefühl seit 1871 immer wieder durch Proteste gegen die Rücknahme des Elsaß an Deutschland zum Ausdruck gebracht hatte. Dieses Zahlenverhältnis: 361 zu 73 gegen 295 zu 243 Stimmen könnte in dem starken Anwachsen der Minorität bedenklich erscheinen, aber Herr Méline hatte doch die Kammer anders in der Hand als Herr Combes, und damals war die Mehrheit zugleich eine antisozialistische, während diesmal die starke Minderheit zugleich eine antiradikale, kerikale ist. Der Vorgang enthält aber trotz alledem, zumal in Anbetracht der ihn begleitenden Haltung der Presse, für uns Deutsche von neuem die Mahnung, jederzeit eingedenk zu bleiben, daß mindestens eine starke Minderheit der Franzosen den Frankfurter Frieden nach wie vor nur als eine Episode betrachtet, und daß schneller, als wir es denken, eines Tages wieder ein Kriegsgewitter an unserm westlichen Horizonte stehn kann. Wir wollen bei diesem Schachspiel doch nie versäumen, rechtzeitig: *gardez!* zu sagen.

Zu Theodor Mommsens Apotheose. Gewiß, wir Deutschen können dafür dankbar sein, daß wir auch „einen solchen Kerl“ gehabt haben, wie Mommsen war. Ein Gelehrter, der mit stählerner Kraft und Stetigkeit seiner Forscherarbeit lebte und zugleich eine volkstümliche Gestalt nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland war, und in Italien erst recht. In Rom sind ihm die größten Ehrungen erzeugt worden, und er war dort jedem Quiriten lieb und bekannt, der kleine Mann, nur Sehnen und Muskeln, das Auge über die große Brille hinweg leuchtend aufblickend, der wallende weiße Haarschmuck, der sich unter dem runden Filzhut hervordrängte. Seine Büste ist neben der Winkelmanns und Henzens dem Pantheon der großen Männer in den kapitolinischen Museen eingegliedert. Es gibt zwar keine Piazza Mommsen, aber doch eine Via Mommsen in Rom. Und wenn Mommsen in der Straßenbahn von Berlin nach Charlottenburg fuhr und unbekümmert um die Menschen seiner Umgebung eifrig die letzten Korrekturbogen las, die noch naß aus der Druckerei gekommen waren, dann stießen sich die Insassen des Wagens an: Das ist er. So saß er täglich da, in sich gebückt, aber nicht unbekannt, und die „Woche“ des Meisters der Reklame und der geistigen Versimpelung, des erfolgreichen Scherl, der sich der elegantesten Equipage in der Reichshauptstadt rühmt, streckte alle ihre tausend Fühlhörner aus, um etwas von Mommsen und über Mommsen zu erlangen. Nach seinem Tode sammelte man Mommsenanekdoten, die der Abteilung „Bemischtes“ in den Tageszeitungen zur Zierde gereichten. Auch manche der wandernden Scherze, die gleich Schmetterlingen, eine Blume suchend, herumschwirren, hefteten sich an seine Persönlichkeit, wie das so geht. Auch hier gilt: „Wer da hat, dem wird gegeben.“

Worin lag nun eigentlich der Grund für diese seltne Volkstümlichkeit? Berlin ist immer ein besonders dankbarer Boden gewesen für die Kreierung von Zeitgrößen. Aber die Volkstümlichkeit ist noch etwas andres als die Salonverehrung. War es die Ehrerbietung für die seltne Arbeitskraft und die außerordentliche Arbeitsleistung dieses Mannes? Arbeiten allein macht nicht populär. Dazu muß mindestens noch die Gabe und der Trieb kommen, die Öffentlichkeit irgendwie zu beschäftigen. Daß dieser Trieb in Mommsen sehr lebendig war, beweisen seine nationalen und internationalen Kundgebungen, die fliegenden Blätter, die er an die Zeitungen verstreute, und die geflügelten Worte, die epigrammatisch, scharf, einseitig, bitter Zeitercheinungen charakterisierten.

Mit solchen Worten wird seine Eigentümlichkeit offenbar. Gerade in ihnen treten die Züge des „Herrenmenschen“ hervor, der sich freut, daß ihm die Geister untertan sind. Und eben diese erregten die Aufmerksamkeit und riefen bisweilen auch Leidenschaften wach zur Beistimmung oder zum Kampf. In ihnen stigmatisierte er vor allem seine Feinde. Denn das ist charakteristisch für seine Art, er hatte ein starkes Bedürfnis zu lieben und zu hassen; und zwar gilt von ihm nicht, was jenem großen Politiker der Konfliktzeit sein Grabstein nachrühmt: „Er hat geliebt die Gerechtigkeit und gehaßt die Ungerechtigkeit“ — nein, er liebte die Menschen, die ihn verehrten, mit ihm arbeiten wollten und sich ihm zur Verfügung stellten, und er haßte oder verachtete jeden, der seinen Weg kreuzte, ohne mit ihm zu gehn, sei es auf seinem Arbeitsgebiet, sei es in den Idealen seiner Weltanschauung. Wie viele haben das erfahren von seinen Zeitgenossen, was Mommsens Abneigung bedeutete, und sie habens getragen je nach ihrer Gesinnung. August Zumpt, der fleißige stille Gelehrte, Ernst Curtius, der auch im vertrauten Kreise niemals ein bitteres Wort über Mommsen sagte, der Theologe S. A. Dorner, von andern zu schweigen. Und auch als Historiker hat Mommsen diese Kraft zu lieben und zu hassen reichlich betätigt. Treitschke wollte er als Historiker nicht gelten lassen. Aber in seiner römischen Geschichte arbeitet er, wo er charakterisiert und wertet, ebensowenig wie dieser deutsche Patriot, der bisweilen preußischer ist als die Preußen, mit dem Griffel objektiver Darstellung. Die Leidenschaften der Konfliktzeit, die Verachtung der offiziellen Gesinnungslosigkeit, der ideenarmen

Politik, des Junkerhochmuts, woran sich jene unklare Übergangsperiode gegenseitiger Verleumdungen aufregte, färben stark ab in seiner römischen Geschichte, die dadurch einen pikanten Beigeschmack erhielt. Cicero, der Typus der Gefinnungslosigkeit, Pompejus, der Typus stillvoller Impotenz, und Cäsar, das Ideal eines allumfassenden schöpferischen Heldengeistes. Und als sich dann Bismarcks Größe enthüllte, da hätte man denken sollen, daß der Historiker Mommsen etwas von seinem Cäsarideal in diesem großen Deutschen verwirklicht sehen müßte; aber nein! Bismarck wurde ihm zum „Hausmeier,“ der die Dynastie der Hohenzollern gefährdete, Bismarck treibe „eine Politik des Schwindels.“

Diese Erinnerungen wurden in mir wachgerufen, als ich jüngst eine Äußerung von Friedrich Naumann las. Wie mit andächtigen Augenaufschlag berichtet er von einem unvergeßlichen Abend, den er im privaten Kreise mit Mommsen verlebt hatte. Da sprach Mommsen über die verarmte gegenwärtige Zeit, und zwar nach „historischpersönlicher Prophetenart.“ „Er hielt den Schaden der Bismarckischen Periode für unendlich viel größer als ihren Nutzen, denn die Gewinne an Macht sah er nur für zweifelhafte vorübergehende Werte an. Die Knickung der Persönlichkeiten, des deutschen Ich-Geistes aber hielt er für ein Verhängnis, das nicht wieder gut gemacht werden könnte.“ Also sprach Mommsen. In seinem Munde nimmt sich dieses Urteil absonderlich aus; denn eben den Vorwurf, Persönlichkeiten geknickt zu haben, erhebt so mancher gerade wider ihn, den er zu Arbeiten benutzte, und dem er dadurch Wege wies, die nicht zu dem erstrebten und gewünschten Ziele führten, sondern zu einem Schiffbruch mindestens des innern Glücks. Mommsen sagte einmal: „Die Wissenschaft ist grausam.“ Das Wort kennzeichnet ihn. Für die Wissenschaft ist es ebensowenig charakteristisch, wie das Wesen der Kunst durch den Mythos von Apollo, der als Sieger den Marsyas geschunden hat, ausreichend umschrieben wird. Ich meine, echte Wissenschaft ist wahrheitsliebend und nennt das Richtige richtig, das Hohle hohl und das Eitle eitel. Grausam sind die Tyrannen, die eifersüchtig sind auf ihre Macht. Man darf trotz aller Scheu vor unsachlichem Verallgemeinern es als ein „Gesetz“ der Menschekunde bezeichnen, daß gerade die eigenen Fehler uns bei andern am unerträglichsten sind. Wir hassen unsre Fehler nicht sowohl an uns selbst, sondern an andern, wenn wir nicht sehr scharfe Augen für die Selbstprüfung haben.

Im übrigen gehört das Knicken der Persönlichkeiten auch zu der Gruppe schnell nachgesprochener, aber schlecht begründeter Vorwürfe. Dieser wird stets erhoben, wo einmal ein mächtiger Geist rücksichtslos nach großen Zielen trachtete. Cäsar, Luther, Friedrich der Große — haben sie nicht manche Persönlichkeit geknickt? Aber dazu gehört nicht nur, daß einer da ist, der knickt, sondern auch einer, der sich knicken läßt. Es gibt zu allen Zeiten Persönlichkeiten, die das Bedürfnis haben, sich knicken zu lassen, die in sich keinen Schwerpunkt haben und deshalb Schlepenträger und Diener ohne Rückgrat werden. Darf man dem großen Manne, der die Menschen braucht, um einen Neubau aufzuführen, zum Vorwurfe machen, wenn unter denen, die für ihn arbeiten, auch Handlanger ohne Charakter sind? Ich möchte diesen Vorwurf ebensowenig gegen Mommsen wie gegen Bismarck richten. Jedes Licht hat seinen Schatten, und vollkommene Menschen leben nicht in dieser Welt der Einseitigkeiten und des Kampfes. In der rechten Weise erfreuen wir uns erst der großen Männer, deren Lebensleistung uns gefördert hat, wenn wir nicht vergessen, daß auch ihre Persönlichkeit ebenso ihre Schranke hat wie die Sonne ihre Flecken.

5.

Gnosis. Eugen Heinrich Schmitt, ein Edelanarchist, wie er selbst sich nach einer Mitteilung seines Verlegers Eugen Diederichs in Leipzig nennt, ist eine interessante Persönlichkeit. Als Gerichtsschreiber in einem ungarischen Nest hat er, 36 Jahre alt, sich an eine von der Berliner philosophischen Gesellschaft 1887 gestellte Preisaufgabe gemacht und eine Arbeit über Hegels Dialektik geliefert, die

als die beste anerkannt wurde. Die ungarische Regierung schickte den strebsamen Autodidakten auf deutsche Universitäten, aber die akademische Laufbahn mochte er nach seiner Rückkehr in die Heimat nicht einschlagen, weil er voraussah, daß ihn seine Ansicht vom Staate in Konflikte verwickeln würde. Er nahm nur eine Bibliothekarstelle an und gab auch diese samt seinen Pensionsansprüchen auf, als ihm zugemutet wurde, auf die schriftstellerische Verbreitung seiner Ideen zu verzichten. Sein Eintreten für die gedrückten ungarischen Landarbeiter zog ihm mehrere Prozesse zu, in denen er jedoch freigesprochen wurde.

In einem Buche, dessen bedeutenden Gedankengehalt und schöne Form wir im 12. Hefte des Jahrgangs 1902 der Grenzboten gelobt haben, sucht er die Dogmenbildung der patristischen Zeit als das Ergebnis eines Kompromisses der christlichen Priesterschaft mit der Staatsgewalt zu erklären, der einen Abfall vom echten Christentum eingeschlossen habe; bei einer andern Gelegenheit haben wir erwähnt, daß er die Gnostiker als die echten Jünger Jesu, als die Bewahrer und Fortbildner seiner Lehre preist und von der Wiedererweckung ihrer Ideen eine höhere, reinere und edlere Kultur erhofft. Den Beweis für diese Ansicht glaubt er in seinem neuesten Buche erbracht zu haben: „Die Gnosis, Grundlagen der Weltanschauung einer edlern Kultur. 1. Band: Die Gnosis des Altertums.“ Darin feiert er zunächst Jesus (dessen im ersten Buche hervorgehobene Proletarierrolle er hier zurücktreten läßt) als den Vollender einer in den indischen Philosophien, in der Zendlehre, in den Büchern Weisheit und Sirach, von Plato und dem Juden Philo verkündeten Mystik, zeigt, wie die Gnostiker diese Mystik ausgebaut und vertieft haben, und entdeckt in ihren Schriften sogar die neuere und die neueste Physik und Biologie. Von dem göttlichen All und Nichts, dem Pleroma der Gnostiker, das alle Möglichkeiten und alle Gestalten in sich schließt, gehen Wellenströme aus; die feinsten Wellen erzeugen das Geistesleben, die gröbern die sinnlichen Vorstellungen, die größten die Sinnendinge. Im mathematischen Denken und in der Erkenntnis der Gattungsidee zuerst kommt der vom Pleroma weit entfernte Tiermensch zu sich und vermag sich durch fortschreitende Läuterung zur beseligenden Anschauung der göttlichen Lebensfülle durchzuringen. Die Kirchenhistoriker mögen prüfen, wieviel von dem, was Schmitt aus den Gnostikern herausliest, von ihm hinein interpretiert worden ist. Uns will scheinen, daß wir die meisten dieser vorzüglich gnostischen Lehren schon recht oft von christlichen Philosophen, Mystikern, Dichtern und Predigern vernommen haben, auch von solchen, die, wie Bonaventura, Dante, Meister Eckhart, Angelus Silesius von der Kirche, dieser organisierten Tiermenschheit, keineswegs als Ketzer verurteilt worden sind. Daß die gewöhnlichen Gläubigen, die nur in Simmenbildern denken können, sich nach des Verfassers Ansicht Gott als rachsüchtigen Gewalt Herrn vorstellen, und deren Hierarchie sich mit der Weltmacht, mit dem Fürsten dieser Welt, also dem Teufel, zur Übung von Gewalttat verbündet hat, während Jesus (der Tolstoi'sche Jesus!) der ohne äußerliche Gewalt wirkende Logos ist, von dem die reinen allbezwingenden Licht- und Liebeswellen ausgehen, daß also die gewöhnlichen Christen und — auch die ungläubigen Materialisten etwa zweihundertmal Tiermenschen genannt werden, halten wir weder für notwendig, noch für geschmackvoll, noch für christlich. Gnostisch ist es allerdings, da die Pneumatiker mit grenzenlosem Hochmut auf die Psychiker und die Hyliker herabgesehen haben. Es ist uns nicht ganz klar geworden, ob Schmitt in die Kategorie der Tiermenschen auch die Psychiker einschließt. In diesem Falle gehören wir selbst dazu, denn wir müssen bekennen, daß wir der beseligenden Anschauung bis jetzt noch nicht teilhaft geworden und darauf angewiesen sind, vom Göttlichen entweder mit dem gewöhnlichen Menschenverstande zu rasonieren oder es uns in Bildern zu versinnlichen. Schmitt sollte aber die Tiermenschen, für die er ja übrigens opferwillig eingetreten ist, nicht gar so sehr verachten, denn wenn die alle Pneumatiker würden, so hätte das aus lauter Pneumatikern bestehende „dritte Reich“ nichts zu essen, nichts zum Heizen, weder Kleidung noch Wohnung, und auf dieser Erde wenigstens würde der Lichtstoff des Pleromas kaum fortfahren

zu schwingen, wenn die gröbern Wellen ihren Dienst einstellten. Und da doch auch die Tiermenschen noch nicht wirkliche Tiere sind, so wird eine kirchlich-staatliche Organisation, die ihnen ihr bescheidnes Teil angemessener Seelennahrung reicht, kaum zu entbehren sein.

Rezensent stimmt mit dem Verfasser in vielem überein. Er verwirft wie dieser das Hölle- und das Erbsündendogma. Er teilt mit ihm den Dualismus wie den Monismus, indem er glaubt, daß Körperliches und Geistiges nicht auseinander abgeleitet werden können, daß aber beide verschiedene Offenbarungen desselben einen Weltgrundes sind; er gibt auch zu, daß die Kirchengründung einen Abfall bedeutet, in demselben Sinne, wie jede Verwirklichung einer Idee zugleich ein Abfall von ihr ist. Aber wenn wir auch noch viel mehr zugeben und die gnostischen Schwarmgeister für die Inhaber aller Wahrheit und Weisheit halten wollten, so würde damit gegen Kirche und Staat noch nicht das geringste bewiesen sein. Denn nicht so sehr auf die wahren und erhabnen Gedanken kommt es an im Gange der Weltgeschichte, als auf die lebendigen Kräfte, was die Gedanken für sich allein noch nicht sind. Ohne die Kirche und ohne die politischen Gewaltmittel, die ihr in den großen weltgeschichtlichen Krisen zur Verfügung standen, auch der protestantischen — was wäre Luther ohne seinen Kurfürsten, Kalvin ohne seine Republik, der englische Protestantismus ohne Elisabeth und Cromwell gewesen! —, ohne dieses Bündnis der Kirche mit dem Fürsten dieser Welt hätten wir weder die biblischen Bücher, in denen Schmitt einen Quell lauterer Gnosis anerkennt, noch die von den „dummen“ Kirchenvätern aufbewahrten Reste gnostischer Schriften; das alles wäre in der Völkerwanderung und bei den nachfolgenden Einbrüchen asiatischer Horden von Barbaren vernichtet worden. Der gnostische Geist macht keine Ausnahme von allen irdischen Geistern: es kann ihrer keiner ohne Leib leben, und der Leib muß stark sein in dieser gewalttätigen Welt, wenn er seinen Geist schützen soll. Die gnostische Organisation hätte die Kirche schon darum nicht ersetzen können, weil sich ihre Vorsteher für Pneumatiker, für Inhaber einer auf dem gewöhnlichen Wege eines ordentlichen Unterrichts nicht erwerbaren Erkenntnis hielten. Eine Körperschaft, die sich so etwas einbildet, wird ganz gewiß im Laufe der Zeit eine Narrengesellschaft, wenn sie es nicht schon von Anfang an war.

Die Lehre, daß es Pflicht des echten Gnostikers sei, unter allen Umständen auf die Anwendung von Gewalt zu verzichten, hat Schmitt mit Tolstoi gemein, wenn er sie nicht von diesem empfangen hat, und da aus Nietzsche derselbe Haß gegen die Kirche spricht wie aus Tolstoi, so bringt diese Gemeinsamkeit im Haße das Wunder fertig, daß Schmitt in beiden seine Gesinnungs- und Bundesgenossen sieht, obwohl das deutlich erkennbare Lebensideal Tolstois, dessen Verwirklichung ungefähr so aussehen würde wie die jüdischen Essenergemeinden, gerade das Gegenteil ist von den mancherlei schwer faßbaren Idealen, die in Nietzsches Schriften irrliefern, und Nietzsches Haß sich nicht sowohl gegen die Kirche als gegen Jesus richtet. Jedem der beiden großen Schwärmer hat Schmitt eine Monographie gewidmet.

Wie unzählige andre von den Greueln der Weltgeschichte und den Übeln unsrer Kultur erschreckt und abgestoßen, hat Schmitt die Überzeugung gewonnen, daß die kirchlichen und die politischen Rezer allemal recht, Kirche und Staat allemal unrecht haben, und diese Überzeugung ist ihm nun bei seinen historischen und philosophischen Forschungen der irreführende Leitstern geworden. Bekanntlich ist vor zweihundert Jahren Gottfried Arnold unter demselben Pseudopolarstern ins Meer der historischen Urkunden hinausgesegelt und hat seine „Unparteiische Kirchen- und Rezerhistorie“ heimgebracht; hat auch, wie Schmitt, besonders die Gnostiker ins Herz geschlossen und in spätern Schriften gnostische Ideen vertreten. (Daß er sich zuletzt doch noch dem kirchlichen Christentum zugewandt hat und ein brauchbarer Geistlicher geworden ist, soll hier nicht weiter betont werden.) Die Rezer haben nun zwar nicht in allem, aber doch in vielem recht, vorzugsweise darin, daß sie sich das Recht der Kritik wahren, ohne dessen beständige Ausübung Kirche und Staat

verholzen, verkalken und vermorschen; sie sind die bewegende, die lösende Kraft im Gegensatz zur bindenden, organisierenden; nur im Spiel beider Kräfte bauen sich die sozialen Organismen auf, bleiben sie lebendig und gesund. Geht das Gleichgewicht einmal nach links hin verloren, und gewinnt die kritisierende Partei die Oberhand, so löst sie entweder den Organismus in seine Elemente, in ein anarchisches Chaos auf, oder sie wird selbst konservativ und nun ihrerseits Gegenstand der Angriffe der Oppositionsparteien. Gewöhnlich besorgt sie dann die öffentlichen Angelegenheiten noch ein wenig schlechter als ihre Vorgängerin. Wie sich die Sozialdemokraten, die zurzeit allein noch in Betracht kommende Oppositionspartei im Deutschen Reiche, als Herrscher und Regierer aufzuführen würden, davon haben sie ja auf dem Dresdner Parteitag eine ergötzliche Probe abgelegt.

Das eigentlich Bedeutende an Schmitts Buche ist übrigens nicht die abgedroschene Polemik gegen Kirche und Staat, sondern seine Opposition gegen die mechanistische und die materialistische Weltklärung; darauf gedenken wir bei einer andern Gelegenheit zurückzukommen. In den nichtchristlichen Kreisen hat die Gegenströmung gegen eine Philosophie der Geistlosigkeit vorwiegend die Form des Okkultismus und heidnisch-philosophischen Mystizismus angenommen und sich in viele Schulen und Sekten verzweigt. Alle diese modernen Mystiker operieren mit den Waffen und den Werkzeugen der modernen Naturwissenschaften. Ähnlich wie Schmitt will der Engländer Edward Carpenter (in seinem Buche: Die Zivilisation, ihre Ursachen und ihre Heilung; in Übersetzung Leipzig, Hermann Seemann, 1903) nicht den Geist aus der Körperwelt, sondern die Natur aus dem Selbstbewußtsein, das All von innen heraus verstehen und erklären; und in Deutschland hat sich den mancherlei Organen dieser nun schon recht breiten Strömung ein neues zugesellt: die Halbmonatschrift „Die Gnosis.“ Sie erscheint in der Manzischen Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung zu Wien und bemüht sich, streng wissenschaftlich zu sein. Die ersten uns vorliegenden Hefte enthalten u. a. naturphilosophische Spekulationen über Gegenstände der Physik und Chemie, mathematische Abhandlungen, Untersuchungen über die Atlantis und eine sehr interessante Artikelreihe über die Eleusinischen Mysterien. In der Polemik gegen den Materialismus stützen sich die Mitarbeiter auf den kantischen Apriorismus.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Du ißt, Du sprichst, Du atmest mit dem Mund, —
 Wenn dieser gut gepflegt und kerngesund,
 Dann geht Dir Speis' und Trank gedeihlich ein,
 Dann wird, mit Zähnen blank und perlenfein,
 Voll Klarheit, Anmut Deine Sprache sein,
 Dein Atem duftig, frisch und rein! —
 So viel hängt ab von Deines Mundes Wohl! —
 Bedenk es, Mensch, und brauch „Odo!“!

Odo! ist nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher das Mundwasser, das zur Zeit den Anforderungen der Zahn-Hygiene am vollkommensten entspricht.